

### Die Herweghs.

Ein rechtsrheinischer Roman von  
Liesbet Dill.

32. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Sie ist bei Kail, dachte Herbert.  
Denn zu solchen Papieren, die man auf keinem Kurs-  
zeitel fand, hatte sie kein Vertrauen.  
Es wurde ihr erklärt, daß das mit allen Aktien, die frei  
gehandelt würden, der Fall sei, und die Witwe lenkte  
den Kopf. Das war kein Gebiet, das sie beherrschte.  
„Es wäre mir allerdings lieber, wenn ich vorher noch  
einmal mit Herrn von Herwegh darüber sprechen könnte,  
jünger sie unübler hinzu mit einem sanften Blick nach dem  
Angeklagten. Ich habe immer Vertrauen zu ihm gehabt.  
Er hat mich sonst stets gut beraten.“  
„Sont hatte sie nichts Belastendes auszusagen und schritt  
eilestürzend über ihren Platz zurück, um einem Postbeamten  
Platz zu machen. Dieser war heifer und schilberte unter  
vernehmlichem Räuspern sein ausgezeichnetes Verhältnis zu  
dem Herrn Richteranwalt und daß er persönlich nur das  
Beste über ihn sagen könne.“  
„Sie beklagten sich damals, daß Ihnen der Angeklagte  
versprochen habe,“ unterbrach ihn der Richter, „die Er-  
schlafungsmittel Ihrer Frau sicher anzulegen, und sie dann  
in Eppenhauener Mien gelockt hat. Waren Sie denn  
damit einverstanden, daß Ihr Geld überhaupt in Industrie-  
papieren angelegt wurde?“  
„Doch, im allgemeinen wohl, denn die machten schöne  
Zinsen,“ erwiderte der Postbeamte, „und die hat er mir  
auch immer pünktlich ausbezahlt. Als ich einmal in Ver-  
legenheit war, hat er sie mir schon am nächsten Morgen  
mit mir dafür nichts berechnet. Und es ist nicht wahr, daß ich  
je gelagert haben soll, er wäre ein Betrüger.“  
„Sie steht aber in den Vernehmungsakten.“ — Der Rich-  
ter schlug eine Seite auf. „Sie heißen Erlesens. Hier...  
Sie haben damals das Gericht beuguldigt, es möge viel  
zu lange mit der Verurteilung Herweghs. Man wird die-  
sen Spuren sicher noch entweichen lassen. Mit den Rich-  
tern macht man Umstände, mit uns keine. In einem de-  
mokratischen Staat hätten sie Herwegh schon längst ein-  
gelockt und so weiter.“  
Im Publikum entstand Unruhe.  
„Der Präsident, wenn ich das gefagt haben sollte,  
so ist das in der ersten Hitze gesprochen!“ sagte der Beamte  
sichtlich verlegen, „und ich nehme es hiermit zurück. Ich  
hätte damals nur Angst um mein Geld.“  
„Und Sie glauben jetzt, daß Sie es wieder bekommen?“  
„Ja, das glaube ich, denn der Herr Herwegh ist ein  
Ehrenmann. Der hat noch keinen lügen sollen. Ich glaube,  
daß er es schaffen wird, sobald er erst einmal die Arme  
frei hat. Aber wenn man ihn mitten aus seiner Arbeit  
herausholt und ihn ins Gefängnis schickt, und fremde Leute  
sich über die Verhältnisse hermachen.“  
„Es sind nun Verträge bestellte Beamte,“ erwiderte ihn  
der Richter, „und es steht Ihnen nicht an, das Gericht anzu-  
greifen. So sollen nur ausfragen, wonach Sie gefagt sind.“  
„Aber man läßt mich ja nicht ausprechen,“ wandte  
sich der Mann erregt an das Publikum, „man hat auch die  
Damen vorhin nicht ausreden lassen.“  
„Ja wohl!“ rief die Cellonante, und erhob sich. „Ich  
habe auch noch etwas zu sagen, nämlich die Geschichte mit  
dem Einarbeiter.“  
„Das hätten Sie vorhin sagen sollen,“ erwiderte sie  
der Richter. „Auf diese Sache kommen wir noch zurück.  
Ergen Sie sich bitte. Die nächste Beginn, Fräulein Müller-  
Güth.“  
„Alle Köpfe wendeten sich und während der Postbeamte  
unzufrieden, nicht alles gefagt zu haben, was er sagen  
wollte, auf seinen Platz zurücktrat, betrat die Hochbräu-  
mische den Saal. Mit Wälfurte, die aus dem Feuerge-  
schick erwacht, schritt sie zum Richterisch, um ihren Eid  
abzugeben, anrecht, als trüge sie Schild und Speer und  
dies volle dunkle Stimme füllte den weiten Raum wie  
mit Orgeltönen.“  
„Die schwägt ja wie ein Kerl,“ sagte der Mann neben  
Herbert.  
„Fräulein Müller-Güth brichtete zunächst, daß sie ge-  
schäftliches Vertrauen zu Herwegh gefahrt und sie ihm ihr  
Vermögen in die Hände gelegt habe, das bisher ihr Bankier  
verwaltet hatte, ehe sie ihre Amerikareise antrat.“  
„Wie kamen Sie dazu, einem Anwalt das Geld zu  
geben, statt einer Bank?“  
„Mit Banken arbeite ich nicht gern,“ antwortete die  
Künstlerin. „Ich hatte viel von Herweghs guter Verwaltung  
gehört, besonders von seiner Einfühlung.“ — Sie betonte  
das Wort mit einem Blick nach dem eierernen Staatsanwalt.  
„Und von den sechs Prozent,“ warf der Staatsanwalt  
ein, „der diesen Blick zurückgab.“  
„Gewiß auch das.“  
„In welcher Weise hat man Ihnen denn Rechenschaft  
über das zu verwaltende Vermögen abgelegt? Sie haben  
in Ihrem Jagenverhör angegeben, daß Sie nie einen  
Brief, eine Rechnung oder einen Nachschuß erhalten hätten,  
und als Sie zurückkamen und Ihr Geld verlangten, hörten  
Sie, daß alles in der Eppenhauener Papierei angelegt  
sei und nicht richtig gemacht werden könnte.“  
„Ganz recht. Natürlich konnte ich nicht jodeln erhalten,  
wie ich brauchte. Natürlich war ich darüber sehr erregt,  
denn von dieser Papierei hatte ich inzwischen erfahren,

daß sie vor dem Bankrott stand. Ich wollte das ganze  
Kapital sofort herausziehen, und als man mir sagte, daß  
ginge nicht, reichte ich die Klage ein.“  
„Bekand denn über die Verwendung Ihres Geldes  
keine bestimmte Abmachung?“ fragte der Richter.  
„Nein, ich hatte freilich gefagt,“ sagte sie hinzu mit  
einem Blick auf den Angeklagten, „der vor sich hinarrte  
mit einem verlorenen tauarigen Ausdruck,“ daß es mir  
gleichgültig sei, wo er es anlege, nur müßte es sicher  
angelegt sein.“  
„Die Eppenhauener Fabrik konnte doch niemand als  
etwas ganz Sicheres betrachten?“ meinte der Richter.  
Der Staatsanwalt räusperte sich.  
„Vielleicht nicht, aber ich hatte ihm ja freie Wahl ge-  
lassen.“ Fräulein Müller-Güth wari dem Staatsanwalt  
einen jündlichen Blick zu.  
„So, das ist etwas anderes.“ Der Richter durchblätterte  
ein Aktenheft. „In Ihrer ersten Aussage steht —“  
Die Müller-Güth schämte sich peinlichst berührt von  
ihren Anlagen, die sie in ihrem ersten Joren auf das Haupt  
des Anwaltes geschleubert hatte und die der Richter ihr jetzt  
langsam und deutlich verlas.  
„Ja, so habe ich vielleicht damals gelogt. Aber irgend-  
jemand bin ich ruhiger geworden.“ — Sie fuhr fort, „und muß  
mir sagen, daß ich an dem vielleicht entstehenden Verlust  
teilweise wohl selbst schuld bin.“ Die Richter blätterten sich  
an, der Staatsanwalt schob das Tintenfaß vor sich, die  
Mehrerwaren lächelten und die Gerichtsdiener, die an  
den Wänden lächelten wie matte Pflügen, schüttelten die  
Köpfe. Das war ja doch einfach toll! Der Zeuge, der vor-  
geladen war, um Herwegh zu beuguldigen, nahm seine  
Anlagen zurück und entschuldigte sich logar.  
Die Müller-Güth tat es mit Wärme. „Ich habe in  
Herrn von Herwegh einen der sympathischsten Menschen  
kennen gelernt, und ein durch und durch musikalischer  
Talent. Man muß berücksichtigen, meine Herren,“ sagte sie  
mit ihrer weihnachtlichen Stimme, „daß man es  
hier mit einem ungewöhnlichen Manne zu tun hat, der  
außer seiner Wissenschaft noch vielen anderen Interessen  
konnte. Er war nicht nur ein glänzender Redner und Jurist,  
sondern auch ein Künstler! Solche Menschen kann man  
doch nicht mit Mittelstücken messen.“  
„Das mag alles sein,“ unterbrach ihn der Richter, „aber  
hier haben wir jetzt festzustellen, wie es kommen konnte, daß  
man ihm dieses Vertrauen allmählich entzog.“  
„Ich hätte ihm mein Vertrauen entzogen?“ rief Fräulein  
Müller-Güth und blühte sich im Saale um. „Das habe  
ich ja nicht einmal in meiner ersten Aussage behauptet, ob-  
wohl ich damals sehr nervös war. Ich habe nur gefagt,  
daß der Anwalt freie Hand über mein schätzbares Geld  
hatte, und daß ich ihm logar erlaubt hatte, das Geld auch  
eventuell in einer Fabrik anzulegen. Da, wie ich nach-  
träglich gehört habe, er kein eigenes Vermögen in diese  
Fabrik gefahrt hat, so wird er sie doch auch für sich ge-  
halten haben. Das ist alles, was ich zu sagen habe und  
ich bitte, mich jetzt zu verlassen, Herr Präsident, denn ich  
habe Probe...“ Das letzte Wort „Pro-“ schwebte  
wie ein Schwergewicht in den Sälen.  
Sie wurde entlassen.  
Die Hofmeisterin schlug ihre Pelzjacke um die Schul-  
tern und verließ den Saal, gefolgt von vielen bewundern-  
den Blicken, denn die Müller-Güth war seit ihrer Ameri-  
kareise noch um viele Grade berühmter geworden.  
Der Stolzenberg stand vor dem Richterisch. Aber er  
hatte nicht viel zu sagen. Er hatte Herwegh verdienstlich  
Geld gefahrt und es bis jetzt noch nicht zurückverhoben. Er  
wachte wach, wo es angelegt war noch wie? Es schien ihm  
nicht einmal besonders zu interessieren.  
Er machte den Eindruck, als sei er nur widerstrebend  
vor das Tribunal gefahrt, in seinem langen Gehrod  
und dem bürklichen Haupthaar. Er hielt die Hände auf  
dem Rücken verkrampft und bewegte unruhig die Finger,  
was der Rimmel für Besorgtheit deutete, und ließ sich  
jedes Wort herauslösen wie ein verdorrter Spross.  
Der Richter sah sich hin und her, daß hier jede Miße  
gebens war. „Sie haben also auch das Vertrauen in Her-  
wegh gefahrt, daß er Ihnen das Geld auf alle Fälle sicher  
anlegen würde?“  
„Nawohl! Wir waren betrautet, und über das ge-  
schäftliche Geld habe ich keine Rechenschaft verlangt und glaube  
auch nicht, daß es mir verloren ist. Im übrigen hat mir  
Herr von Herwegh Schuldscheine ausgehellt.“  
„Sie haben also hier weiter kein Interesse daran, jetzt  
zuzuhören, wohn es gekommen ist?“ fragte der Richter.  
Stolzenberg bewegte die Finger heftiger. „Nein, ich will  
warten, bis Herr von Herwegh seine Angelegenheiten wie-  
der selbst führt,“ sagt er kurz.  
Präsident, Stolzenberg, das nimm man Freund!  
Das ging ja heut wie in einem Kame. Jetzt hand es  
seiner Magistratspräsidenten vor den Zeugnissen, der von Her-  
wegh große Verprechungen auf, Diridende und dergleichen“  
gemacht bekommen hatte, und seine Aktien, die der damals  
noch zu einem anständigen Kurs hätte lösen können,  
daraufhin behalten hat. Er hatte aber färsich in der  
Wahn gefahrt, daß die Papiere wieder trauer würden und  
daß Erler eine neue Fabrik in die Höhe bauen wolle, er  
wollte daraufhin in Gottesnamen seine Aktien behalten,  
denn jetzt löste man ja doch keinen Hund sehr hinter dem  
Oren mit ihnen hervor und er zog seine Klage gegen Her-  
wegh hiermit zurück.“  
(Fortsetzung folgt.)

### Vor meiner Büste.

Sonett.

Mit Grauen seh' ich dich, du Bild aus Ton,  
Den wirren Schopf, den alku heißen Baden,  
Das harte Sinn, die bogen hohen Baden,  
Im struppigen Bari das Maul, geschürzt vor Hohn.

Auf keiser Stien der Gorge schwarzen Thron.  
Den felt zu gründen, Geier Furchen haben,  
Gramfurchen, angefüllt mit Soffnungsständen,  
Um die aus dunklen Büschen Blitze lohn.

So schaut du aus, verwegener Patron!  
Nun erst versteh' ich, warum nie dir Lohn  
Konnt' werden, weber Würden, Gold noch Orden.

Der wahrer Meister traf mich, und ich wette:  
Wenn mich der Herrgott getroffen hätte,  
Wär' sicherlich aus mir etwas geworden.

August Adolf Kassau.

### Dichter am Schreibtisch.

Bon

Dr. Hans Bethge.

Goethe.

Von seiner Handschrift kann man sagen: sie ist schön, warm,  
liebessüß und vornehm. Sie ist nicht apart, sie zeigt nicht den  
Duktus einer sogenannten Charakterhandschrift, alle Unbe-  
heiten fehlen: sie fließt in einem eben, großzügigen, harm-  
nischen, gleichsam diafonisch geordneten Schwingen.  
Er liebt es, am Schreibtisch zu schreiben, wofür er einen  
Zimmer auf und so zu wandeln und einen Blick in seinen Garten  
zu tun; am liebsten in bequemer, loser Kleidung, in Haus-  
rock und Pantoffeln. Mitunter sprach er leise vor sich hin, und  
die wohlgeübte rechte Hand machte eine flüchtige Bewegung  
durch die Luft.

In dem einfachen, nach hinten gelegenen Arbeitszimmer  
seines Weimarer Hauses sah man seine besten Schreibtische:  
das breite Stehpult, unten mit vielen kleinen Kästen versehen,  
in denen er seine Mineralienammlung untergebracht hatte; und  
auf der anderen Seite des Zimmers, mit dem Tisch von links,  
den eigentlichen breiten, gar nicht recht bequemen Schreibtisch,  
mit angelegten Regalen für Bücher, im Unterbau mit Laden  
und Fächern für Mappen, Alanten, Manuskripte. Auf dem  
Stehtisch findet man noch heute eine kleine, aus Strahburg  
stammende Büste Napoleons, aus eifärsichem Glas gefertigt,  
die er liebte; und einen Teller mit Erbsen, die er einen Tag vor  
seinem Tode aus dem Garten heraufgeholt hat, um sie zu unter-  
suchen, wozu er nicht mehr kam.

Goethe'scher Keller.

Er hatte zwei Schreibtische, einen zu Hause und einen im  
Ländlichen Stadthaus, denn er war der „Erste Staatsdichter von  
Jütich“.

Es gibt kaum einen Dichter, der seinen Namen so oft ge-  
schrieben hat, wie Keller: Er foli ihn annähernd zweihundert-  
tausendmal unterzeichnet haben. Und die Akten, die er nieder-  
geschriebene hat und die noch heute in den Archiven liegen, fällen,  
das hat man ausgerechnet, mindestens zweihundert Bände im  
Format seiner Werke. Er war als Beamter müßighaft,  
und es wurde ihm zur Liebhaberei, als die zahllosen Heim-  
schöne und Paphosifikationen mit seinen gedungenen, bürgerlich-  
sauberen Schriftzügen zu versehen.

Aber am liebsten schrieb er Briefe. Er war einer der her-  
lichsten Briefschreiber, der niemals Inzivillos in seinen un-  
abhängbaren Eriteln sagte, oft aber in Wortweil-Wichtiges und  
Endgültiges, daß die Form des Briefes sprengt auf sein  
scheint. Er neigte sich tief auf seine Manuskripte, wenn er  
schrieb, denn er war fursichtig und trug große Brillengläser.  
Bei einem frankfurter Sammler sah ich das Manuskript der  
wunderbaren Sieben Legenden; mit kleinen, ganz unregelmäßig,  
gleichsam etwas verhaselten Lettern auf gelblichem Quartpapier  
engräßig niedergeschrieben, ein sellstamer Kontrast zu den klä-  
renden, schwebenden überhöhen Phantasie, welche diese zauber-  
vollen, höchstlichen Gespinne durchweht.

Eduard Mörike.

Seine Handschrift ist zierlich und behaglich, und er hat sie  
gepflegt, denn „die Begleitung möglichst wohlgeformter Schrift-  
züge“, sagt er einmal in einem Brief, „gibt den Worten egne  
Art von musikalischem Ausdruck“. Er liebte es, seine Gelegen-  
heitsgedichte für Freunde fallgruppig auf Blätter zu schreiben,  
die er mit hübschen Handletten in bunten Tinten umgab, denn  
das Zeichnen war immer seine Liebhaberei. „War ich doch lang  
mit meinem Schißal darüber unzufrieden, daß es nicht einen  
Maler aus mir machen wollte“, schreibt er einmal, „und äußert  
sich der ursprüngliche Trieb doch heute noch unwillkürlich mit  
der Schreibfeder auf jeder Konzeptunterlage“.

Er spielte und ländelte gern am Schreibtisch, seine Manu-  
skripte und Briefe zählte häufig leicht hingeworfene, anpruchs-  
lose Federzeichnungen von Personen, Landschaften und Dingen  
seiner Umgebung, und der Sammler spielt meist eine Rolle in  
diesen zierlichen Zeichnungen. Einmal schrieb er ein Gedicht auf  
ein Ei, und sein Hausstandsbuch zeigt nicht nur die nächsten  
Zahlen der Ein- und Ausgaben, sondern es ist artig durchsch-  
ten allerlei lustigen Karikaturen, hübschen Anmerkungen und  
trauen Federzeichnungen. Alles ist anmutig, behaglich und von  
einer lebenswichtigen Wärme.

Der Spieltrieb dieses Dichters war groß und hat aus  
Schreibtisch seine reizenden Blüten getrieben.

Detlev von Platen.

Er hatte eine vorläufige Charakterhandschrift, groß, deutlich,  
voll Temperament, ein wenig sriberrizig, eine merkwürdige  
Mischung von Phantasie und Klarheit (die auch in ihm selber  
war), mehr hingebend als hingehoben, am liebsten nur zehn  
Worte auf einer Seite, ein wenig an Menzel erinnernd, sehr

Parade Feder freilich über einen noch milderlich blühenderen Schwung verfiel.

Er schrieb an einem flachen Masagen eichförmig, den ihm Verehrer geschickt hatten und auf den eine diegedrängte Fülle von schmal gerahmten Radierungen, Zeichnungen, Photographien herunterlag, es war kein Linienschrieb, kein auf der Tapete. Da schließlich, in fortgerem Gebrud, schwarze Bände, Anker auf der Nase, und dieb seine Buchstaben hin, — und immer wieder wurden sie durchstrichen und überföhren, durchhandnabergestellt und neugeformt, und am Ende blieb kein Wort neben dem anderen. Er stellte mit lebensschaffendem Eifer und rühte nicht eher, als bis er den letzten dichterischen Ausdruck für seine einfachen Vieder und seine oft zu phantastischen Visionen gefunden zu haben glaubte.

### Peter Sille.

Sein Schreibsich war die ganze Welt, wie es dem Wesen eines loslöschenden Träumers geziemt. In Theatern und Rathes auf den Vorreden der Berliner Dmndnisse, in den Abteilen der Vorarbeiten, in Anzeigen, Buchhänden und auf den Bänken des Berliner Theaters: überall schrieb er. Er hatte eine Kinderandacht, ungenügend, schwer zu entfernen, auch für ihn selbst, und die Gedanken, die seinen immer arbeitenden Sinn entpönnen, wurden von seiner sarkastischen, leuchtenden Hand mit Weißtint auf die Bänder von Zeitungen geföhrt, auf Briefumschläge, Fahrkarten, auf irgendwelche fehen Papier. Was er einmal niedergeschrieben hat, interessierte ihn nicht mehr, — warum auch, — der Born seiner Ideen sprudelte ja immer neue, selbst sich immer neue Blüten hervor, unerföhlich, mochten die alle vernehmen.

Dieser eichste, geistige, von tiefer Tragik umwitterte Bohemien, dem alle innere und äußere Ordnung immer ein verschlossener Garten blieb, pflegte seine aus Zeitungsrandern und treuz und über beschriebenen Zeitelchen bestehenden Manuscripte in ein paar Säde zu stopfen, die in den Winkeln seiner vielfach wechselnden und immer puritanisch einfachen Besäumungen fanden. Diese Säde waren fast die einzige Habe, mit er von Wohnung zu Wohnung zog: eine bagene, blaie Abwaschschale, flehig, einen wollenen Schal um den Hals, das Braut von London umhüllt, auf die ein schwarzer Schlapphut gedrückt war. Er gönnte keinem Fremden die schenken seiner Schätze. Nach seinem Tode haben Freunde die schenken seiner Apisrismen, soweit sie zu entzählen waren, aus dem Dunkel der alten grauen Säde hervorgeholt und in seine „Gesammelten Werke“ hineingegeben.

Er war der unerwideltste, anpruchlosste, aller Eit. leit entkennende Schreiber.

### Otto Erich Hartleben.

Er schrieb langsam, schwer, mit Gänsefüß: eine prachtvolle, tief schwarze, massive, sorgsame, mehr gemalte als geschriebene Sandchrift. Das einzig würdige Papier schien ihm holländisches Wännen, alle anderen Sorten verpönte er. Er liebte die großen Bogen, fortizierte wenig, jeder Satz war das Ergebnis nachdrücklicher Ueberlegung. Er trug eine große Hornbrille beim Schreiben, trant nie und rauchte selten während der Arbeit. Zwischen den einzelnen Sätzen ging er an lieblich im Zimmer auf und nieder, mit einer schwarzen Sammetjacke angezogen. Vorarbeiten an Fremde schrieb er gern mit roter Tinte. In Pergament Schreibsich lagen immer ein paar gut gebrauchte, in Pergament gebundene Bücher; denn er war ein Freund schöner Druckwerke, und ein paar reiche Schatzen standen herum. Er bevorzugte für die Arbeit die Nachmittagsstunden, denn die Wärme und Kläthe zöste er, und die Vormittage verbrachte er im Bett.

Das Auge aber ein von ihm beschriebenes Wännenblatt gleichen zu lassen, ist ein beruhigender, ästhetischer Genuß.

### Otto Julius Bierbaum.

Er hat die laparöseste aller Dichterhandchriften: kraus, barock verknüpfelt, mit Weißtint altertümlich, ein Wort in das andere hineinverflochten, schwer leslich, mehr eine laparöse ornamentale Spielerei als eine Sandchrift. Als Ganzes reizend anzusehen, aber eine Qual für den Leser. Er schrieb gern auf Wännen, er war, gleich Otto Erich Hartleben, mit dem er so manche Verabredungen stellte, ein Freund edler Papiere und schöner Stoppel, alle Wännenblätter zeigen den Stempel der Sorglosigkeit. In den Stunden dichterischer Konzeption lag er am liebsten auf einer blumigen Chaiselongue, in Souise und Wännenkissen, schaute sich um, und die fertigen Manuscripte ließ er in die entzündenden Wännenpapiere binden, so schickte er sie an die Verleger und Redaktionen.

### Rainer Maria Rilke.

Seltam, die Sandchrift dieses tief sinnigen, von Symbolen ganz erfüllten Dichters ist die klarste, schlichteste, vernünftigste, man kann ruhig lange nichtermüdet, die man ihn denken kann. Nirgends ein phantastischer Schwung, nirgends ein malerischer Schnörkel. Alles ist äußerste Schlichtheit und Natürllichkeit. Es scheint gar nicht die Sandchrift eines Dichters zu sein, sondern eines Menschen von sehr rationalistischem Berufe, etwa eines Juristen, eines Arztes oder eines Bankbeamten. Auf großen Bogen, penlich regelmäßig, fast mathematisch reht sich Zeile an Zeile. Die Wännenfäde und welche blühende Phantastie! ist ganz in den Sinn hineingekommen, den diese fortelren Letzern umschließen, die Vetter sind selbst immer Phantastie, fast scheint es mit Bewußtsein, entkennend.

## Neues Wissen vom Pflanzenleben.

Unlängst ging durch verschiedene Blätter die etwas absonderliche Meldung, daß man in England Rosenkamen, welchen man bei einer 6000 Jahre alten ägyptischen Mumie gefunden hatte, frisch in den Boden gepflanzt und damit die wunderwörtlichen Rosen geöhrt hätte. Man süßte sich verjüßt, diese Nachrtig etwas skeptisch aufzunehmen. Es blieb die Frage offen: kann man wirklich den Wännenkamen so lange Zeit feimkräftig erhalten? Ein ähnliches Problem behandelte B. Waigländer in der foeben erschienenen Jubiläumnummer der entzündenden, mit wirklich künstlerischen Illustrationen ausgestatteten Zeitschrift „Gartenwissenschaft“. Er äußert sich über die nicht minder interessante Frage, ob man den Wännenkamen längere Zeit für die Befruchtung aufbewahren könnte. Mit hat der Neuhelmsdröher große Schwierigkeiten zu meistern, ehe er zu einem Ergebnis kommt. Einer der größten war immer der Umstand, daß bei vielen Pflanzen Wännen und Wännenkamen ungleichzeitig reif sind und Befruchtungen daher unterbleiben müßten. Man hat die verschiedensten Versuche gemacht, den Wännenkamen (Pollin) feimkräftig und wirksam aufzubewahren. Aber nur ein Versuch brachte bisher ein gewisses Ergebnis, die Aufbehaltung über Chloroform, die der Bakteriologe Prof. Dr. Simon an der Pflanzenphysiologischen Versuchsanstalt in Dresden erprobt hat. Nach seinen Untersuchungen hat er der feuch

während sich verändernde Gehalt des Wasserdampfes der Luft, der zwischen wenigen und annähernd 100 Prozent schwankt, der dem Wännenkamen verhältnismäßig wird. Es gilt deshalb, die Wännen, oder einen Raum zu schaffen, in dem diese Schwankungen für den Wännenkamen ausgeglichen wurden. Das wasserfreie Kalziumchlorid hat die Eigenschaft, bei großer Wärme aufzusaugen. In einem verschlossenen Gefäß entzieht eine genügende Menge dieses weißen körnigen Salzes der eingeschlossenen Luft alle Feuchtigkeit und schafft so einen fast vollkommen trockenen Raum. In diesem feilt sich nun frischer Körbchenpollen frisch, frischer Rhododendronpollen stehen hat. 13 Wochen, wie damit angelegte Befruchtungsversuche ergaben, vollständig befruchtungsfähig. Versuchspollen beider Pflanzen in Papier an der Luft aufbewahrt, verlor dagegen in dieser Zeit seine Bebaubarkeit, wie gleichzeitige Kontrollbefruchtungen zeigten.

Aus diesen und noch anderen Versuchen geht hervor, daß es sehr wohl möglich ist, Pollen auf längere Zeit lebensfähig aufzubewahren und daß z. B. der Neuhelmsdröher es so in der Hand hat, zu verschiedenen Zeiten blühende Pflanzen doch noch zu befruchten. Die Aufbehaltung des Pollens nach dieser Methode ist so einfach wie auch billig. Der Pollen wird in kleinen Gläsern gesammelt, die mit Watte voll zu verschließen sind. In ein größeres Gefäß, das mit eingeschlossener Watte luftdicht verschlossen werden kann, wird auf dem Boden eine 3 Zentimeter hohe Schicht von trockener Chemikalie getan, die mit einer annähernd so hohen Wännenfäde abgedeckt wird. Auf diese Unterlage werden dann die Pollengläser gestellt.

## Das „Byron-Geheimnis“.

Der englische Barnah ist nicht arm an Skandalen, und daß sie der Welt immer wieder ins Gedächtnis gerufen werden, dafür sorgt die englische Präbrie, deren moralische Entzählung über das ihr unethisch Erscheinende stärker ist als ihre Ehrfurcht vor dem Lebensgeheimnis des Garies. Während wir es in Deutschland öfter erlebt haben, daß die Ehen, Geheimnisse der Familie zur Schau zu stellen, die Erben großer Persönlichkeiten veranlaßt hat, eiferfüchtig über den Papieren des Hauses zu wachen, bis alle Zeugen aus der Generation, um die es sich dabei handelte, ins Grab geföhren waren, daß man dann aber ohne Reintilgkeit alles das darbot, wonach die Wännenfäde, das Interesse der Nachwelt verlangten, hat sich hier häufiger das unerquidliche Schauspiel von Unethizitätigkeiten geboten, bei denen in dem Bestreben, die Wännen eines Teiles zu beenden, die des anderen um so gründlicher entzählt wurde.

So war es mit der Ehegattin des Lord Byron. Die Verbindung die der Dichter im Jahre 1815 mit der einzigen Tochter Sir Ralph Milbankes einging, dauerte nur ein einziges stürmisches Jahr. Daß die Natur Byron nicht zum Ehemann geföhrt hatte, ist einleuchtend, und es hätte kaum der Beschuldigung eines der beiden Ehegatten bedurft, um zu erklären, daß sie so rasch wieder auseinandergingen. Aber man wollte sich nicht damit begnügen, die Tatsache hinzunehmen; man erhob gegen Lady Byron den Vorwurf, daß sie durch Unverständnis und übertriebene Eiferfüchtigkeit ihrem Gatten das Zusammenleben unmöglich gemacht habe, und bald ging auch seine das Gericht von Mund zu Mund, daß sie zu dieser Eiferfüchtigkeit nur zu viel Grund gehabt habe: man beschuldigte Byron eines stürmischen Beschäftnisses mit seiner eigenen Halbweiber Augustin, der Gattin des Obersten Gares des Berge. Das Verhalten des Dichters, das noch ein knappes Jahrzehnt seine leuchtende Bahn zog, neue Wännenfäde und die Reize glühender Werke, die er dem stummen Europa schenkte, lenkte die Aufmerksamkeit ab. Aber jenes Wännenfäde wurde auf neue laut, als ein paar Jahre nach dem 1860 erfolgten Tode der Lady Byron Henriette Wännenfäde, die menschenfreundliche Verfasserin von „Ante Tombs-Wännen“, glaubte, die Egre eines Mitmenschen retten zu müssen, indem sie der Welt mitteilte, daß nach den Enthüllungen, die ihr des Dichters Wännen kurz vor ihrem Tode gemacht habe, jenes Gericht die Wahrheit gesprochen habe. Uns neue und stärker brauchte der Sturm auf; aber die in Murray's Byron-Ausgabe veröffentlichten Briefe schienen das Gegenteil zu beweisen, und man glaubte, sich dabei beruhigen zu dürfen.

Da trat im Jahre 1905 Lord Abelace, der Enkel des Dichters, der Sohn der einzigen ersten Ehe entpönnenen Tochter, aufs neue in die Wännen, nicht für denjenigen, den für sein Gans einziges Buch beehrte, sondern für die Egre der Großmutter. Sein Buch „Ante Tombs“, nur in 200 Exemplaren veröffentlicht, entzählt Briefe der Lady Byron, der Augusta Welch und einer intimen Freundin, aus denen hervorging, daß die Lady sich lange geöhrt hat, an die Egre ihres Gatten zu glauben, und daß sie, durch Augustas Wännenfäde überzeugt, diese beschwören habe, die Beziehungen nicht fortzusetzen. So blieb also eigentlich nur noch die Frage ungelöst, ob Augusta diese Berpreden gehalten, und die Wännenfäde der Dichter dazu gestellt habe, eine Frage, die im Ehegerichtsprozess interessiert hätte, die uns aber heute nicht wichtig genug erscheinen wird, um irgendwelche Erregung zu rechtfertigen. Lassen wir diese und weitere Einzelheiten des Familienhandels auf sich beruhen und nehmen wir nur dankbar als Beitrag zur Herzergöhlichkeit des großen Dichters die Briefe entgegen, die jetzt Lady Abelace in einer zweiten Ausgabe der „Ante Tombs“ veröffentlicht, und die sie leicht durch weitere, immer baselbe beweisende Dokumente ergänzen zu können erklärt:

„Mein liebstes Lieb“, schreibt Byron 1819 von Benedig aus an Augusta: „Ich habe nie aufgehört und frage es nie auch nur für ein Augenblick an, und wenn grenzenlos wie Dir zu hängen, so daß ich vollkommen unzähig bin, ein anderes menschliches Wesen wahrhaftig zu lieben; was könnten mir nach Dir andere sein? Mein Egen Du... vielleicht haben wir sehr geföhrt, aber ich bebauere nur eines, Deine verwännenste Ehe und Deine Weigerung, mich weiter zu lieben wie bisher. Ich kann Dir diesen hochherzigen Akt der Sinnesveränderung nicht vergessen noch vergeben; ich kann kein anderer werden, als der ich gewesen bin, und wenn ich liebe, so liebe ich deshalb, weil der Gegenstand meiner Liebe mich irgendwem an Dich erinnert. Mir bricht das Herz, wenn ich an unsere lange Trennung denke, die sicher noch als genug Strafe für all unsere Sünden ist. Ich muß Dantes Hölle herübergeren, die die unglücklichen Lebenden nicht trennt, deren Verelben, so viel Leid es in sich trägt, an das unsere nicht veranlaßt.“

Woh 1821 schreibt der Dichter an Augusta über die damals von ihm veröfentlichte Zerstörung: „Drei Jahre dauerte nun dieses Verelben. Ich war wahnsinnig verliebt, und ich war es bis zur Wännenfäde; alles hat die dieser verelben Verelben geöhrt... Jetzt bin ich zwar nicht mehr so toll verliebt wie im Anfang; dennoch hängt ich so an ihr, wie ich es nach dem Verelben von drei

Jahren bei keiner anderen Frau für möglich hielt, ausgenommen eine einzige, die Du vielleicht eraten kannst.“ Das Verelben selbst geföhrt. Aber wie tief dünt es uns gegenüber dem Wännenfäde, das uns die Egre dieses vielkannig Lebenden, Lebenden und Schaffenden selber aufgibt! Nichts wird dadurch geändert an der immer wieder neuen Wahrheit jener Worte Goethes, der selbst nie daran zweifelt hat, daß Byron's Dichtungen alle Wännenfäde in seinem eigenen Erleben hatten: „Nun aber erhört uns die Ueberzeugung, daß jene Nation, aus dem Teilweise gegen ihn aufbrauenden tadelnden, seltelnden Zaumel plösig zur Wännenfäde erwachen und allgemein begehren werde, daß alle Schläden der Zeit und des Jubiläumens, durch welche sich auch der Wännenfäde und herauszubringen hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinflüchtig gewesen, mo gegen der feimkräftigen Natur, zu dem sein Vaterland für jetzt und künftig erhört, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unbedenkbar bleibt.“

## Bunte Zeitung.

Stellung lebenswichtiger Berufe. Der Magistrat Gustav Sartmann in Weien, geboren 1886, und der Gelehrte Wilhelm Kahler in Sal, geboren 1888, beide noch unbestraft, waren angeklagt, sich gegen die Verordnung des Reichspräsidenten bet. Stellung lebenswichtiger Berufe vergangen zu haben. In der Karwoche, am Mittwoch, den 23. März, fand im Volkspark eine Versammlung händiger Arbeiter statt, in welcher beschlossen wurde, den Magistrat aufzufordern, eine Teuerungszulage zu bewilligen und sich darüber bis zum folgenden Tage, dem Gründonnerstag, mittags 12 Uhr zu entscheiden. In dieser Versammlung soll Kahler gesagt haben: wenn der Magistrat die Forderung nicht bewilligt, wird die Arbeit sofort unterbrochen. Sartmann als Mitglied des Betriebsrates des Kaiserwerkes Weien, war mit in der Kommission, welche am Gründonnerstag vormittags dem Magistrat diese Forderung überbringen sollte. Die Kommission wurde jedoch vom Magistrat nicht angenommen, was als höchstschwerfällige Angelegenheit wurde. Sartmann ist darauf sofort nach Weien gegangen und soll zu dem anderen Arbeiter des Kaiserwerkes gesagt haben, daß der Beschluß vom Abend vorher in Kraft trete. Da ein Schlichtungsspruch noch nicht ergangen war, was der Angeklagte wußte, und da nach der genannten Verordnung die bloße Aufforderung zur Arbeitsunterbrechung unter Strafe zu stellen ist, so hatten sich die beiden Angeklagten strafbar gemacht. Das Kaiserwerk hat tatsächlich am Gründonnerstag nachmittags 1/2 Uhr bis Freitag früh stillgelegt. Das Gericht hielt das Vergehen der beiden Angeklagten für außerordentlich gefährlich und verurteilte beide zu Gefängnisstrafen: Sartmann, welcher die Hauptrolle gespielt hatte, erhielt einen Monat, Kahler eine Woche. Der Vollständigkeits wegen muß bemerkt werden, daß die Forderung der Arbeiter seitens des Magistrats entpönnen und 150 Mark als Teuerungszulage bewilligt wurde.

Wännenfäde, die ins Wasser geworden werden. Trinfarber Anilol jeder Art, in ungefährem Wert von 50 Millionen Dollars bis heute annähernd 4 Millionen Baierenwert wert sind, ist allein in der „Trodengefahren“ Stadt New York beschlagnahmt worden und steht auf Köhnen bereit, um auf hoher See ins Meer geföhren zu werden. Ein besonderes Anilolium wird dabei die Wännenfäde, in denen verelben hat die gefährliche Flüssigkeit aufgefunden hat. Sie sind von der verelbenstehenden Art, vom Füllgefäß bis zu dem mit einer Hühnung versehenen Spazierstiel, vom Fahrrad und Rindergewinn bis zum Autosautomobil. Hoffentlich hat man sich vorgeföhrt, daß diejenigen, die beauftragt sind, den bösen „Geist“, aus der Welt zu schaffen, nicht zu viel von dem löslichen Salz statt ins Meer in die eigene Seele laufen lassen. Somit wird man sehr oft für Wännenfäde sorgen müssen.

Der Tanz, wird nicht getraut. Ein französischer Dorfparfäde wurde von den Eigentümern eines Restaurants und Tanzlozals verelben, weil er der Jugend verboten habe, in dem Lokal zu tanzen. Der Parfäde hatte einen jungen Paar, das sich von ihm trauen lassen wollte, geföhrt, er werde es nicht tun, wenn sie nach der Zeremonie in dem Lokal tanzen wollten. Der Friedensrichter entzählte, daß der Parfäde den Jüngling des Wännenfäde geschädigt habe, und verurteilte ihn zu 200 Franken Schadenersatz. Aber die höhere Instanz, die der Parfäde anerkennend das Urteil mit der Begründung auf, daß der Parfäde nur vertraulich und in seiner Eigenschaft als Geschäftler gesprochen habe.

Der königliche Dialekt. Vom König Haakon von Norwegen — ursprünglich Prinz Rane von Dänemark — erzählt ein dänisches Blatt, daß er einmal eine Dame, die aufs Schloß geladen war, fragte:

„Sagen Sie, meinen Sie nicht, daß ich jetzt gut nordwestlich spreche?“ Und dann sprach er einige Sätze in ausgeprägt nordwestlichem Dialekt.

„Wollen Eure Majestät meine aufrichtige Meinung hören?“ fragte die Dame. „Dann meine ich, daß Sie ungefähr wie ein Steward auf einem Dampfer zwischen Kopenhagen und Christiania sprechen!“

## Literatur.

Elisabeth von Platen: Eine deutsche Pompadour. Roman von Paul Gerhard Zeldler. (Verlag von Richard Bong, Berlin, M. 57.)

In diesem Roman, der foeben in der beliebtesten Sammlung „Romane berühmter Männer und Frauen“ erscheint, gibt der Verfäser ein padendes, lebenswichtiges Bild der Regierergzeit des ersten Kurfürsten Ernst August von Hannover. Wir werden Zeugen des Aufstieges einer mit den blühendsten Reizen der Jugend und Schönheit geschmückten Frau: Elisabeth von Platen, die Selbst des Romans, ist das Urbild der verelbenden, sorgsam gepflegten, klug berechnenden Kurtisane. Unerschrocken und zielbewußt erstreckt sie den Weg zu feiler Söde. An den Stufen des fürstlichen Thrones finden ihre Wännenfäde Erfüllung. Sie wird die liebeswundernde und liebeswundernde Königin rauscherer Feite und Lustbarkeiten. Doch auch die mächtige Geliebte des Fürstlichen, die mit Recht eine deutsche Pompadour genannt werden kann, wird von der Rache des Schicksals ereilt. Durch den Tod ihres fürstlichen Freundes von schwindelnder Söde geföhrt und entzöhnt, wandelt sie zwablos durch die einst so strahlenden Prunkgemäuer ihres Ausschöfens. In wirkungslosem Gegenatz zu den lockeren Sitten höfischen Lebens steht die hochgradige Gestalt des genauen Philosophen und Staatsmannes Gottfried Wilhelm von Leibniz, des großen Wännenfäde und Vertrauten der geistvollen Kurtisane Sophie.

Zu beziehen durch die Gr. Ulrichsbachstr. 53, Postamt 6226 u. 6228. Goethe-Buchhandlung Halle a. S.